

Die Aufzeichnungen zu diesem Buch sind größtenteils Briefen und Notizen von 1993 und 1994 entnommen und beschreiben das eine Jahr, in dem ich in Königsberg, der einst östlichsten Großstadt Deutschlands, gelebt und gearbeitet habe. Eigentlich wollte ich den Ort meiner Kindheit nicht wiedersehen – eigentlich!

Weder Verwandte noch Freunde verstanden meine Absicht dort hinzugehen, wo vor fast 50 Jahren Unfassbares geschah, zudem für sie nicht nachvollziehbar, dass ich mein komfortables Leben gegen ein entbehreungsreiches eintauschen wolle.

Doch ließ ich mir kein schlechtes Gewissen einreden und sagte: „Die heutigen Bewohner Ostpreußens haben mit den Sünden und Missetaten ihrer Väter nichts zu tun. Versöhnung und Freundschaft mit den ehemaligen Feinden sind der einzig gangbare Weg für ein friedliches Miteinander. Ich will dort helfen, wo meine Wurzeln sind“, und fügte hinzu: „Vor langer Zeit las ich die Worte: *Das Wenige, was du tust, ist besser, als gar nichts tun.*“

Selbst dieser einfache Sinnspruch konnte meine Kritiker nicht umstimmen.

Als ich nach langer Wartezeit das Visum für die Reise in den Osten in Händen hielt, fieberte ich meiner Abreise entgegen, knüpfte mit größter Selbstverständlichkeit an frühere Zeiten an und vor meinem inneren Auge entstanden die schönsten Bilder aus der Vergangenheit. Natürlich wusste ich, dass mich solche in der Heimat nicht erwarten.

Aber träumen darf man schließlich.

Nachdem sich der Herbst mit seinen bunten Farben verabschiedet hatte, sagten auch mein Mann und ich Lebewohl zueinander. – „Sei vorsichtig, pass gut auf dich auf“, legte er mir ans Herz. „Wenn du in Berlin umsteigst, lass dir einen Schlafwagen geben, in dem du allein bist.“

„Ja, ja, keine Bange“, beschwichtigte ich seine Sorge, „aber pass in meiner Abwesenheit ebenfalls gut auf dich auf. Bleib gesund und munter!“

In Berlin suchte ich auf dem weitläufigen Bahnhofsgelände den Zug nach Gdingen, kam wegen des schweren Gepäcks nur meterweise vorwärts, musste immer wieder stehenbleiben, zu viel hatte ich mir aufgebürdet, aber auch etwas dabei, was nichts wiegt: Vertrauen, dass ich beschützt werde.

Nachdem die startbereite Eisenbahn nach Polen gefunden war, stieg ich in den Schlafwagentrakt ein, steckte dem Schaffner 20 DM zu und bekam dafür ein freies Abteil und den Rat, sogleich die Tür zu verriegeln. – Als der Zug Berlin verließ, reckte ich die verspannten Glieder und machte es mir auf der Pritsche bequem, sah jedoch verwundert, wie ein männliches Mondgesicht durch die Glasscheibe starrte. Ich war ohne Angst, denn das Türschloss war intakt.

Das Rattern des Zuges und die Dunkelheit taten gut. Alle Überlegungen, die nichts mit der Reise nach Königsberg zu tun hatten, schob ich beiseite, nur das Ziel war wichtig. Längs der Bahnstrecke warfen Laternen ihre Blitze in den Schlafwagen, unterbrachen für Sekunden meine vorausseilenden Gedanken. Hin und wieder blieb der Zug auf freier Strecke stehen. Bewaffnete Soldaten leuchteten unter das Fahrwerk, suchten offenbar nach blinden Passagieren oder Drogenschmugglern. Jäh wurde ich in den Beobachtungen unterbrochen, als diese mit einem besonderen Griff mein Abteil öffneten und mir sämtliche Reisepapiere abnahmen mit dem Hinweis, dass ich sie in Gdingen zurückerhalte.

Es war noch stockfinster, als mir um halb fünf in der Frühe der Reisepass und die Aufenthaltsgenehmigung ausgehändigt wurden und ich mit dem umfangreichen Gepäck auf dem notdürftig beleuchteten Gdinger Bahnhof stand. Mühsam schleppte ich Koffer und Taschen zur Wartehalle. Die eingeschränkte Beweglichkeit konnte mich zur Zielscheibe von Spitzbuben machen. Mir fielen die mahnenden Worte meines Mannes ein: „Sei vorsichtig, pass gut auf dich auf!“ Kaum hatte ich mich im Aufenthaltsraum auf eine der Bänke gesetzt, kamen drei junge Männer in Jeans auf mich zu. Ihre Gesichter waren so braun wie die Lederjacken. Sie betrachteten interessiert mein Gepäck. Einer beugte sich sogar frech über den umgeklappten Kofferanhänger und las die Adresse. Die Männer setzten sich auf meine Bank, obgleich es genügend andere leere Bänke gab und rahmten mich ein, schlossen nach kurzer Zeit die Augen und stellten sich schlafend. Meine Alarmglocke läutete, als sie sich angeblich erwacht verständnisvolle Blicke zuwarfen. In größter Eile schnappte ich meine Siebensachen und transportierte sie zehn Meter weiter in die Unterführung zu einer ebenfalls auf den Zug wartende Frauengruppe.

Zwei Stunden sind eine kleine Ewigkeit, wenn die Sinne gespannt bleiben müssen.

Endlich graute der Morgen und unbehelligt, im Schutz der Gepäck tragenden Frauen, stieg ich die Bahnsteigtrep-  
pen hoch zum Zug nach Kaliningrad.

Es war kalt an diesem Morgen, der aschfarbene Himmel kündigte den baldigen Winter an, es roch nach Schnee. Kurz genoss ich die klare frische Luft, atmete sie tief ein, bevor ich in den Zug kletterte. In einem leeren Abteil machte ich es mir bequem, drückte mich in die Fensterecke und hoffte, dass die Temperatur nach längerer Fahrzeit ansteigen werde.

Pünktlich um halb sieben verließ die Eisenbahn Gdingen in Richtung Osten.

Auf vorbeiziehenden Bahndämmen lag Raureif, doch standen zwischen weißlichen Gräsern noch aufrecht und in kräftigem Grün buntfarbene Lupinen, erinnerten an Sommerkindertage. Die aufgehende Sonne stach mir ins Gesicht und schläfrig blinzelte ich in die heimatlichen Landschaften. Dichte Baumhaine, dunkle Tannenwälder und schneeige Birken wechselten einander ab. Mir fiel das ostpreußische Volkslied ein – *Wachsen einst fünf junge Birken, grün und frisch am Bachesrand ...* – und sumimte die Melodie.

An der nächsten Station wurde ich aus meinen Wachtträumen gerissen. Vier Frauen in langen schwarzen Mänteln und flachen grauen Wollmützen bugsiierten mit viel Getöse abgeschabte, bis zum Rand gefüllte Kunststofftaschen und Kartons von enormer Größe in den Zug. Mein Abteil wurde aufgerissen. Mit verdrossener Miene redeten die Frauen lauthals und aufgereggt in Russisch, stellten Bänke und Boden zu. Im Nu glich das Abteil einem Heerlager.

Meine Ruhe war dahin. Verblüfft überlegte ich, wie es möglich ist, solch schwere Lasten zu transportieren, dagegen war mein Gepäck geradezu federleicht. Die dickste der Frauen, mit einem Gesäß wie ein Ackergaul, hievte die rappelvollen Kunststofftaschen ins Gepäcknetz. Anschließend saßen die Frauen behäbig und breitbeinig auf den Kartons, redeten weiterhin laut und aufgereggt, dass mir die Ohren

klingelten und sich der Vergleich aufdrängte: Wie die Posaunen von Jericho! Sie schienen sich zu streiten. Dann kam der Schaffner. Ärgerlich sprach er auf die Frauen ein, die daraufhin mit beleidigten Mienen und ihren riesigen Kartons und Taschen das Abteil verließen. – Schade, gerne hätte ich diesem Naturereignis noch länger zugeschaut und zugehört.

Nun war ich wieder allein und blieb das auch bis Königsberg. Die an den Zwischenstopps zugestiegenen Leute schauten nur kurz zu mir herein und gingen weiter. Warum das so war, konnte ich nicht ergründen, begann aber zu spekulieren, kam zu den seltsamsten Erklärungen: Der Schaffner will mich bewachen oder er hat möglicherweise eine Plakette an den Türrahmen geklebt, die auf einen Staatsgast aufmerksam macht, der nicht behelligt werden darf. Die Vorstellung fand ich lustig.

Erneut wurde die Schiebetür aufgerissen. Vier polnische, bewaffnete Soldaten postierten sich mit wichtiger Miene vor mich – die zweite Passkontrolle. Der erste Soldat verlangte meine Einreisepapiere, reichte sie weiter an den zweiten Soldaten, der einen prüfenden Blick auf mich warf, und händigte sie dem dritten aus; der vierte und letzte

trennte dann einen Teil der abgestempelten Aufenthaltsgenehmigung ab. Danach ging das Prozedere nur rückwärts vonstatten.

Das Aufgebot von bewaffneten Soldaten bei einer einfachen Passinspektion entbehrte nicht einer gewissen Komik, und ich musste mich zusammennehmen, dass ich nicht loslachte.

Erfreulicherweise war es wärmer geworden und ich konnte den Mantel ausziehen. Die durchwachte Nacht machte sich bemerkbar. Schläfrig lehnte ich mich wieder in die Fensterecke, als die Tür noch einmal aufgerissen wurde. Ein junger Soldat, fast noch ein Kind, stellte sich in großtuerischer Art und Weise vor mich hin, fragte nach Schokolade. Im ersten Moment erschrak ich, dachte an Zollkontrolle, sah im Geist mein Gepäck zerfleddert auf dem Boden liegen. Aber dann schaute ich in seine Augen, sie bettelten und ich sagte: „Ich habe keine Schokolade“, hielt ihm als Ersatz eine Rolle Kartoffelchips hin, nach der er gierig griff. Ohne Danke zu sagen verließ er das Abteil und donnerte die Schiebtür zu. Mich hätte es nicht gewundert, wenn die Glasscheibe zerplatzt wäre.

An der Grenzstation Branjowo/Braunsberg stiegen die vier Soldaten aus, ebenso der junge Bettler, der genüsslich die Kartoffelchips kaute. Mein Eindruck war: Er ist mit sich und der Welt zufrieden.

Der nächste Halt war Heiligenbeil, die russische Seite. Am gelb gestrichenen Bahnwärterhäuschen hing ein Blechschild mit der Aufschrift „ГОРОД МАМОНОВО“. Wieder Passkontrolle, die dritte. Aber dieses Mal ging es ganz schnell, nur einen flüchtigen Blick warf der russische Soldat auf meinen Pass.

Es war gegen Mittag und die Strecke bis Königsberg nicht mehr weit. Leider hatte der in Gdingen eingesetzte Zug kein Wasser mitgeführt, sodass ich ein wenig verschmutzt in meiner Heimatstadt ankommen würde. Doch was machte das schon, außer mir störte das sicher keinen.

Durch lichte Fichtenwälder stampfte die Eisenbahn dem Ziel entgegen. Als die stahlblaue Fläche der Königsberger Bucht sichtbar wurde, von der Sonne beschienen, klopfte mein Herz laut vor Freude. Die restliche Reiseroute war nun ganz kurz geworden. Nur noch ein paar Minuten bis zum Hauptbahnhof. Ich konnte kaum erwarten dort auszusteigen, wo ich vor einem halben Jahrhundert die Stadt für immer verlassen hatte.

Für immer? Das stimmte nicht mehr. Ich kehrte zurück, um dort zu leben, zu arbeiten und zu helfen, egal unter welchen Umständen.

Ich erinnerte mich an den vierwöchigen Aufenthalt des russischen Studenten Anton bei uns zuhause und dass postwendend die Einladung seiner Eltern erfolgte, die wir gerne annahmen und in voller Harmonie verlief. Jedoch war die Erkundung alter Stätten, die wir vornahmen, ein Schock. Dort sah es aus, als sei der Krieg am gestrigen Tag zu Ende gegangen und nicht vor 50 Jahren.

Während mein Mann mit der zerstörten Heimat brach, sie niemals mehr wiedersehen wollte, erwachte meine Liebe zu dem armen, geschundenen Land.

Antons Vater, emeritierter Professor der Germanistischen Fakultät, bat mich, Seminare in Königsberg abzuhalten. Er wisse, dass ich Literatur- und Sprachwissenschaft studiert habe und Leute wie ich würden dringend gesucht, zudem sei es wichtig, Kontakte zwischen Ost und West zu pflegen.

Ich versprach über sein Angebot nachzudenken.